

Ode an das rote Kreuz

Autor(en): **Reininghaus, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **18 (1914-1915)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wde an das rote Kreuz.

O zagt nicht, eure Tränen zu verschwenden!
 Das höchste Glück, um das die Menschheit warb,
 Versprach des Krieges rohen Brauch zu enden,
 Doch diese Hoffnung war zu schön und starb.

Wohl schien vom Spruche glühender Propheten
 Der Krieg verbannt, ein Gast von Wilden nur,
 Die Siegerin, die ihm das Land verbieten,
 Sie hieß mit stolzem Lächeln sich Kultur.

Doch ach! die „Neue Zeit“ ist noch die alte,
 Ein eitler Narr, wer sie für besser hält,
 Nur daß das Übel ewig sich erhalte,
 Verbürgt uns die Geschichte dieser Welt.

Von Drachen säuberten wir jede Höhle,
 Kein Element mehr schreckt uns, keine Pest;
 Wie schmerzlich, daß in unsrer eig'nen Seele
 Ein Tier noch lebt, das uns nicht ruhen läßt.

Ewiger Friede muß in Gletscherzonen,
 Wo zu der Wildnis nur der Sturmwind spricht,
 Ewiger Friede muß auf Gräbern wohnen,
 Wo Menschen sind, ist feines Bleibens nicht.

Wehl daß der Mensch der Notwehr blutig Eisen,
 Womit den Wolf er trifft in schnellem Schuß,
 Um Räubern seine Stärke zu beweisen,
 Auch gegen Stammesbrüder richten muß.

Daß ein Geschlecht, und stünd' es an der Wiege
 Des Weltenstaates mit erhelltem Geist,
 Wenn angefeuert durch den Ruf zum Kriege,
 So schnell sich los von guten Genien reißt!

Ein Schlachtfeld, dem kein zweites zu vergleichen,
 Ruft alle Völker an Europas Bord.

Zur ersten Salbe gab ein Mord das Zeichen,
 Und auch das Ende — seid gerecht — ist Mord.

Der Totschlag, wenn zum Staatsgesetz erhoben,
Ist eine finst're, fürchterliche Pflicht,
Und mag man immer die Soldaten loben,
Veredeln wird ihr blutig Werk sie nicht.

Euch, die den Krieg als einen Gott erheben,
Betört ein Rausch; die Fahnen seht ihr bloß
Im Siegesjubel gegen Himmel schweben,
Doch fragt ihr viel um der Erschlagenen Loß?

Der Schwergetroff'nen angsterfülltes Stöhnen,
Das in das Schmettern der Trompeten klingt,
Vermag ans Ohr des Siegers nicht zu tönen,
Der über Leichen seine Hufe schwingt.

Das Wimmern höret der verlass'nen Waisen,
Der Pestbefleckten, die der Tröster flieht,
Der Hungernden, die von Verwesung speisen,
Und dann noch einmal singt dem Krieg ein Lied.

Ihr Großen aber, die durch Wort und Lieder
Der Rassenliebe Völkertraum bewacht,
Ihr schweigt beschämt, ihr stürzet für die Brüder
Nun als die Ersten in die Völkerschlacht.

Doch kann dem Volk die Friedenspalme nützen,
Das überfallen von der Meider Schwarm,
Nur um das Reich vor Untergang zu schützen
Sich wehren muß mit Schwert und Faust und Arm!

Krieg schleicht ins Land wie die Gewitterwolke,
Krieg ist gewaltjam wie das Rad der Zeit,
Krieg steht am Grab von manchem großen Volke:
Eins aber troht ihm: wahre Menschlichkeit.

Und aus dem Bann von rohen Erdenmächten,
Die Menschenflugheit nimmermehr beschwor,
Schwingt mit dem Kranz der Liebe in der Rechten
Sich Menschengüte zu dem Licht empor:

Hier nimmt ein Greis, der lange krank gelegen,
Zum Lazarett mit Humpeln seinen Lauf
Und bürdet, statt sich selbst zu pflegen,
Des Samariters edlen Dienst sich auf.

Die Schwester dort, vom Kampfgewühl umgeben,
Sie folgt dem gleichen göttlichen Instinkt;
Manch blutig Haupt wird sie vom Boden heben,
Bis todeswund ihr eignes niedersinkt.

Ich seh', Walküren gleich, auf allen Seiten
Barteste Frau'n, umfaßt von Hieb und Schuß,
Der Nächstenpflicht ein Opferfest bereiten,
Vor dem die Furie selbst erröten muß.

Beweint das Loß der alten Söldnerscharen,
Da Tausende ein Vader schlecht verband;

Wie viele starben, die zu retten waren,
Weil ihre Lippen keine Labung fand.

Drum übt im stolzen Kreise der Erfinder
Der Menschenfreund den obersten Beruf.
Was ist des Fluges kühner Überwinder
Im Licht Dunants, der neue Engel schuf!

Das Kreuz, das er als Wappen sich erwählet,
Ist durch das Blut von Helden rosenfarb,
Das Kreuz, das keinem seiner Jünger fehlet,
Ist rot von Liebe, die am Kreuze starb.

Und dieses heil'ge Zeichen auf den Fahnen,
Zieh' hin, o Menschheit und verzage nicht,
Zieh' immerzu auf dämmerdunklen Bahnen,
Nach einer bessern Zukunft goldnem Licht!

Paul Keininghaus, Zürich.

Im Austrag.

Von Fritz Müller, Cannero.

„So, jetzt paßt 's auf, alle miteinander, damit's später kein' Streit gibt
— jetzt will ich's euch noch amal vorlesen, die ganze G'schicht. Also:

Übergabevertrag

geschlossen zwischen Wilhelm Keiser senior, dahier, und —“

„Entschuldigen S', Herr Notar“, sagte hier der alte Mann und stand auf, „entschuldigen S', es is net, daß ich mißtrauisch bin, aber wer is des, der Senior, Herr Notar?“

„Das sind Sie selber, Keiser Vater, das sagt man so für „Vater“ in der notarischen Sprach, verstanden?“

„Woll, woll, nig für ungut, Herr Notar, nacha is schon recht!“

Und der Notar begann geduldig wieder:

„— geschlossen zwischen Wilhelm Keiser senior, dahier, und seinem Schwiegersohn Martin Frisch und dessen Ehefrau Agathe, sämtlich in meinem Amtszimmer anwesend und mir nach Namen, Stand und Wohnort persönlich bekannt . . .“

Kam ein langer Vertrag mit vielen Aufzählungen und Bedingnissen. Und alle drei, der alte Mann, der junge Mann, die Frau hatten den Kopf gesenkt und hörten auf die feierlichen, langsam fallenden Worte so scharf und so genau . . .

„— ferner übergibt Wilhelm Keiser den großen Acker an der Ache, genannt das Himmelreich, und bestehend aus den Plannummern XX — haben Sie was gesagt, Keiser?“ fragte der Notar.